

heit des modernen politischen Lebens und ist dabei dem «kommunionalen» Wesen des Gottesvolkes gemäß. Was die schwerfällige, halb-kuriale, halb-akademische Maschinerie der zahlreichen Versammlungen nicht schaffen kann, erwächst häufig spontan aus solchen «Interkommunionen der Caritas», die solche Begegnungen von Mensch zu Mensch darstellen. In vielen Fällen lassen sich bei einem freundschaftlichen Mahl am besten die verschiedenen Wünsche, Interessen und Meinungen auf einen Nenner bringen. Weshalb sorgen Papst und Bischöfe nicht für vermehrte persönliche Kontakte mit Gruppen verantwortlicher Christen, ohne die vor begeisterten aber zur Mitverantwortung unfähigen Massen üblichen feierlichen Auftritte?

Fördern solche Kontakte nicht die Übertragung der großen Prinzipien der «communio», der Mitverantwortung, der Repräsentation und der Wechselseitigkeit – alles Mittel zur Aufwertung der Kollegialität auf allen Ebenen – in praktisches Handeln!?

Übersetzt von Karlhermann Bergner

ALEXANDRE GANOCZY

geboren 1928 in Budapest. Er studierte an der Universität Pazmany in Budapest, am Institut catholique in Paris und an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, ist Doktor der Theologie und der Literaturwissenschaften, Dozent am Institut catholique von Paris und an der Universität Münster, Konsultor des Sekretariats für die Einheit der Christen. Er veröffentlichte u.a.: Calvin, théologie de l'Eglise et du ministère (Paris 1964), Le jeune Calvin, genèse et évolution de sa vocation réformatrice (Wiesbaden 1966).

John Lynch

Vorteile und Nachteile
eines Kommunikations-
zentrums in der Kirche
Historischer Gesichtspunkt

1. *Wie wurde die Kommunikation geübt?*

Von den frühesten Anfängen an waren die örtlichen Christengemeinden in den verschiedensten Gebieten sich klar bewußt, wie eng sie zusammen gehörten. Die liturgische Praxis, daß an der Weihe eines neuen Bischofs immer mehrere andere Bischöfe teilnahmen, ist ein deutliches Zeichen dessen, daß der Einzelbischof *seinen Episkopat nur in Gemeinschaft mit anderen Bischöfen inne hatte*. Christen, die von einer Gegend in eine andere zogen, trugen *Gemeinschaftsbriefe* bei sich, die ihnen am Ankunfts-ort eine brüderliche Aufnahme sicherten. Alle größeren Kirchen, namentlich die Kirchen in den Metropolen, führten eine Liste der Hauptkirchen in aller Welt, mit denen sie in Gemeinschaft standen. Dabei besaß die Anerkennung und Aufnahme in die Gemeinschaft von seiten der ältesten oder apostolischen Kirchen große Bedeutung. Im Falle der römischen Kirche war eine derartige An-

erkennung geradezu von entscheidender Bedeutung, und der hl. Ambrosius schreibt: «Von ihr gehen zu allen anderen Kirchen die Gemeinschaftsrechte, die eine gebührende Achtung erfordern» (Ep 11, 4: PL 16, 946).

«In Gemeinschaft stehen» bedeutete vor allem, denselben Glauben teilen und am gleichen sakramentalen Leben der Eucharistie teilnehmen. Tauchten neue Probleme auf, so ergab sich für die verschiedenen Kirchen die gebieterische Notwendigkeit eines Informationsaustausches, damit die Reaktion auf veränderte Verhältnisse und Situationen nicht allzu verschieden ausfiel und die Gefahr entstand, daß die Gemeinschaft dadurch zerstört wurde. So sandte man Berichte über Beschlüsse von Synoden nach Rom und zu anderen christlichen Gemeinden.

Wenn sich Fragen von zentraler Bedeutung und großer Dringlichkeit ergaben, wie etwa die Streitigkeiten über die Christologie, konnten schriftliche Berichte nicht mehr genügen; es mußten notwendig *ökumenische Versammlungen* zusammentreten. In den ersten acht Jahrhunderten entwickelte sich das *Kaisertum* als «Kommunikationszentrum». Der Kaiser betrachtete es als ihm von Gott gegebene Verantwortung, ein solches Konzil einzuberufen und es zu einem Beschluß zu führen. Durch Gespräch und persönliche Kommunikation ergab sich, daß zumindest ein Teil der Streitigkeiten von einer Differenz in der Terminologie herrührte. Die Konzilsbeschlüsse versahen durch Abstecken der Bereiche der Häresie die biblische Zeugnisfunktion, insofern die Übereinstimmung

in lebenswichtigen Fragen als Zeichen des Geistes betrachtet wurde. Alle größeren christlichen Kirchen – die orthodoxe, die lutherische, die anglikanische und die reformierte – anerkennen gemeinsam voll Ehrfurcht die vier ersten ökumenischen Konzile und erblicken in ihren Lehren «die reine und ursprüngliche Auslegung der Schrift, um die die heiligen Väter voll geistlicher Klugheit bemüht waren, um die zur damaligen Zeit aufgestandenen Feinde der Religion zu vernichten» (Calvin, *Religionis Christianae Institutio* IV, 9, 8).¹

Neben seiner Funktion, die Rechtgläubigkeit zu prüfen und zu überprüfen, bietet ein Kommunikationszentrum eine Sicherung gegen lokale Ressentiments und Willkür im Handeln. Von ihm wird im hellen Licht der Öffentlichkeit christlichem Geist widersprechendes kleinliches und törichtes Handeln zur Beschämung der Übeltäter entlarvt. So bestimmt das Konzil von Nizäa in Kanon 5, der ersten amtlichen Regelung der Bischofssynoden, die Bischöfe einer Provinz sollten sich zweimal im Jahr versammeln, hauptsächlich um innerhalb des Provinzbereiches ausgesprochene Exkommunikationen zu überprüfen. Die Überprüfung sollte vor Mißbräuchen schützen, die durch «Beschränktheit, Rechthaberei oder irgendeinen anderen Fehler eines Bischofs» verursacht waren.

Mehr als gegen despotische Bischöfe mußte die Kirche sich gegen die Tyrannei von Feudalherren schützen. Während der Merowingerzeit, als die Kommunikation mit dem Papsttum weitgehend unterbrochen war, sanken die kirchlichen Angelegenheiten und die Moral allgemein auf eine sehr niedrige Ebene. Die starke Hand Karls des Großen bewirkte eine zeitweilige Besserung, auf die aber nur eine Periode noch schlimmerer Übelstände folgte. Die Gregorianische Reform mit ihrem Programm von Kirchenversammlungen, päpstlichen Legaten und Exemtionen der Klöster entzog die Kirche für längere Zeit dem Würgegriff der Besitzgier örtlicher Machthaber. Als das Papsttum sich schließlich mit dem Reformgeist von Cluny verband, vermochten christliche Ideale von neuem territoriale Schranken zu überspringen und in der gesamten westlichen Christenheit eine belebende Wirkung auszuüben.

Der hauptsächliche Dienst, den ein Kommunikationszentrum leistet, besteht in der Hebung des liturgischen Niveaus, der Disziplin, kurzum der kirchlichen Lebensformen. Von Anfang an organisierte sich die Kirche nach den politischen und geographischen Strukturformen des Reiches. So war es sehr naheliegend, daß die Ortskirchen einer

Provinz bei der Kirche der politischen Hauptstadt Führung suchten. Die Kirchen in den größten städtischen Zentren wie Alexandrien, Antiochien und Rom gewannen in ihren Einflusssphären nach und nach ein immer größeres Übergewicht. Wie diese Zentren in kulturellen Bereichen tonangebend waren, wurden sie auch zum Modell in kirchlichen Dingen. Da das Neue Testament sich mehr mit letztgültigen moralischen Grundfragen befaßt als mit konkreten Einzelproblemen spezieller Art (siehe Lk 12, 13–16), war den christlichen Gemeinden die Regelung ihrer spezielleren Rechte und Pflichten selbst überlassen. So führte mit der Zeit der Trend zur Vereinheitlichung der Organisation zum Entstehen der Institution der *Patriarchate*. In der Praxis ergab sich das so, daß die Ortskirchen um einer besseren Verwaltung, einer Verfeinerung und Hebung des Gottesdienstes willen, Teile ihrer Unabhängigkeit dem Patriarchen abtraten. Der Ursprung dieser Institution gründete sich also mehr auf einen Verzicht von unten nach oben als auf einen Zwang von oben nach unten. Das Konzil von Nizäa, das diese Entwicklung sanktioniert, spricht von ihm – im Jahre 325 – als von einer alten Gewohnheit. In Sachen der Disziplin und der Liturgie bot diese Regelung den Vorteil, daß regionale Eigenarten erhalten blieben, andererseits aber eine Isolierung kleiner Gruppen vermieden wurde.

Im Westen war Rom, der einzige apostolische Bischofssitz, faktisch ohne Konkurrenten. Aufgrund ihrer «höheren Patrone» (Petrus und Paulus) sowie ihrer Stellung als Kirche der alten Reichshauptstadt erwartete man von der Kirche von Rom Führung und Weisung in kirchlichen Angelegenheiten. Aus allen Teilen der christlichen Welt kamen Briefe zur Ewigen Stadt, mit Fragen, Bitten um Weisung und Richtlinien. Aus der Beantwortung dieser Anfragen entstanden gegen Ende des 4. Jahrhunderts die päpstlichen Dekretalen. Ferner war es ganz natürlich, daß wenn die Päpste Missionare aussandten, um in bestimmten Gebieten das Evangelium zu verkünden, ein Briefwechsel zustandekam über die sich ergebenden Probleme.

Ein bedeutsamer Faktor für die Erneuerung der Kommunikation war auch die Schaffung des päpstlichen Legaten. Gregor VII. setzte sehr wirksam Legaten ein und schickte sie unter anderem nach Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Ungarn und Spanien. Er übertrug ihnen vielerlei verschiedene Aufgaben, vor allem aber sollten sie mit Hilfe örtlicher Synoden das Reformwerk vor-

antreiben. In der Folgezeit wurden die Legaten zu einem unerläßlichen Organ der päpstlichen Kommunikation mit der gesamten Christenheit.

2. Nachteile

In den folgenden Jahrhunderten wurde das Papsttum allzusehr mit politischen Angelegenheiten befaßt. Dadurch daß die Konzile im 15. Jahrhundert es versäumten, ein ernsthaftes Reformprogramm zu entwickeln, wurde die Reformation des 16. Jahrhunderts unvermeidlich. Nach einer Reihe von schweren Fehlschlägen und den sich immer länger hinziehenden Sitzungen des Konzils von Trient, blieb es dem Papsttum überlassen, strenge Grundsätze aufzustellen, um gegen ein weiteres Abbröckeln die Front zu halten. Das Papsttum trat mit der katholischen Welt in den geringsten Kleinigkeiten in Kommunikation: Es entschied, welche Veröffentlichungen gefährlich waren (Schaffung des *Index*, 1564), welche Lehre zu verkünden war (der *Katechismus*) und welche liturgischen Formen zu beobachten waren (*Brevier* und *Missale*). Eine Kirche im Belagerungszustand mußte in jeder Hinsicht einheitlich und jeder Abweichung gegenüber intolerant sein.

Die Nachteile eines Kommunikationszentrums liegen klar auf der Hand. Die *Einheitlichkeit* tendiert dahin, zu einem Wert zu werden, der in keinem Verhältnis zum allgemeinen Wohl der Kirche steht. Jede Initiative wird erstickt. Programme und praktische Verhaltensformen werden nur zu leicht stereotyp. Alte Formen werden nur widerstrebend abgeschafft, auch wenn die Umstände, die zu ihrem Entstehen führten, längst nicht mehr gegeben sind. Allzuleicht wird angenommen, in der Vergangenheit wirksame Lösungen seien eo ipso auch für die Gegenwart gültig. Die Autorität erweckt den Eindruck, als sei sie Wächterin überholter und toter Formen.

Die Missionsgeschichte der Kirche enthält schmerzliche Zeugnisse des Schadens, der durch strenge Vereinheitlichung angerichtet worden ist. Das Missionswerk der hll. Cyrill und Methodius scheiterte in Mähren und Pannonien zum Teil, weil sie eine slawische Liturgie verwendeten. Nach der vorherrschenden Meinung des Westens sollte Gott nur auf Hebräisch, Griechisch und Lateinisch gepriesen werden, entsprechend der dreisprachigen Aufschrift auf dem Kreuz des Erlösers (vgl. PL. 83, 182 C; MGH, Ep VI, 459). Ein weiteres sich außerordentlich erfolgreich anlassendes Werk,

das um 1680 von dem Jesuiten *Matteo Ricci* in Peking in Gang gesetzt worden war, wurde ein Jahrhundert später jählings abgebrochen, als 1704 Papst Clemens XI. die chinesischen Riten absolut verbot. Die Mehrzahl der einheimischen Geistlichkeit verließ die Kirche, und der Kaiser vertrieb alle Missionare wegen dieses Angriffes auf die heimischen Bräuche.

Eine weitere üble Auswirkung eines Kommunikationszentrums besteht darin, daß es zu einem Verzicht auf örtliche Verantwortung antreibt und allzuleicht zu einer *Polarisation und Eskalation von Spannungen* führt. Ein klassisches Beispiel ist der Fall von *Martin Luther*.² Im Jahre 1517 schrieb Luther, Professor zu Wittenberg, seinem Erzbischof Albrecht über den Skandal, den Tetzels unkorrekte Theologie des Ablasses verursacht hatte. Dieser Appell war in respektvollem Ton gehalten und ließ das Vertrauen erkennen, daß die kirchliche Autorität ihrerseits aktiv werden würde. Die Frage, um die es ging, war theologisch und logisch und betraf keine besonders tiefgehenden Dinge, sondern eine Angelegenheit praktischer Art. Der Erzbischof war Luther gegenüber nicht so höflich, daß er ihn einer Antwort würdigte, sondern schwärzte ihn gleich in Rom an. Er leugnete seine bischöfliche Verantwortlichkeit, indem er die Angelegenheit der Kurie übergab, die nur allzu bereit war, sich ihrer anzunehmen. Der theologische Zusammenhang war bald vergessen, und es begann ein gerichtliches Verfahren, das in Luthers Exkommunikation gipfelte. Wäre der Fall vor eine örtliche Theologenkommission oder das im November 1517 in Halle stattfindende Treffen der norddeutschen Bischöfe gebracht worden – wer möchte sagen, was dann geschehen wäre! Wie viele andere Fälle hätten gütlicher und wirksamer beigelegt werden können, wenn sie an einer Stelle entschieden worden wären, die dem Ursprungsort räumlich näher lag, und an der man die Umstände kannte. Würde Pius V. im Jahre 1570 *Königin Elisabeth exkommuniziert* haben, wenn ihm klar gewesen wäre, daß er die englischen Katholiken damit in die Situation von Verrätern brachte? Manche Situationen sind zu verwickelt, um von einem weit entfernt liegenden Kommunikationszentrum aus richtig beurteilt zu werden. Selbst die päpstlichen Legaten, die im Jahre 861 nach *Konstantinopel* geschickt wurden, um der Absetzung des Patriarchen Ignatius nachzugehen und sich ein Urteil darüber zu bilden, schlossen sich der Entscheidung zugunsten von Photius an, obwohl Papst

Nikolaus das endgültige Urteil sich selbst vorbehalten hatte (MGH, Ep VI, 514).

Die ganze Geschichte des Christentums hindurch hat eine *Spannung bestanden zwischen Freiheit und Konformität*, Vielfalt und Gleichförmigkeit. Ein Kommunikationszentrum ist notwendig als Gegengewicht gegen die Spaltungen erzeugenden Tendenzen der *sola scriptura*, die ihren logischen Kulminationspunkt in der autonomen Gemeindekirche findet, die keine Kirche außerhalb ihrer Mauern anerkennt. Auf der anderen Seite gibt es Kräfte, die liebend gerne zu dem Zustand der römisch-katholischen Liturgie zurückkehren möchten, der vor dem Vatikanum II herrschte und bei dem die geringste Bewegung des Priesters während der Messe vorgeschrieben war, bis hin zur Stellung der Finger. Doch braucht die Bezugnahme auf ein Kommunikationszentrum nicht

¹ Zur Haltung der verschiedenen christlichen Kirchen siehe Die ökumenischen Konzile der Christenheit, hrsg. v. H. J. Margull (deutsche Ausgabe Stuttgart 1961).

² R. E. McNally, *The Roman Process of Martin Luther* = Canon Law Society of America Symposium (1969).

Übersetzt von Karlhermann Bergner

Andrew Greeley
 Vorteile und Nachteile
 eines Kommunikations-
 zentrums in der Kirche
 Soziologischer Gesichtspunkt

Der Sozialwissenschaftler verfügt von seinem Fach aus nicht über die Voraussetzungen, über die Theologie des Papsttums zu diskutieren. Wenn er jedoch die Kirche als menschliche Organisation vom soziologischen Standpunkt aus betrachtet, sieht er sich zu der Feststellung genötigt: Wenn es im Christentum kein Papsttum gäbe, müßte man es erfinden; selbst wenn das Papsttum nicht Teil einer von Gott eingesetzten kirchlichen Institution wäre, würde es sich aus organisatorischer Notwendigkeit entwickelt haben. Es liegt im Wesen

wie in der Vergangenheit zur Auslöschung einer wünschenswerten Vielfalt zu führen, sondern kann durchaus den Reichtum christlicher Erfahrung allen zugänglich machen. Es ist von grundlegender Bedeutung für die ökumenische Bewegung, daß Dialog und direkter Kontakt, bei denen Fehlinterpretationen unmittelbar korrigiert werden können, ein helles Licht darauf werfen, was die Christen gemeinsam haben, und dazu dienen, auf ein Mindestmaß zu verringern, was sie voneinander getrennt hält. Heutzutage, wo die Religion darum kämpft, sich Gehör zu verschaffen über dem Lärm der «Stadt ohne Gott», nimmt dieser Dialog und diese Begegnung so dramatische Formen an wie die Enzyklika Johannes' XXIII. *Pacem in terris* und Pauls VI. Besuch bei den Vereinten Nationen in New York, damit wir erkennen, welche moralische Kraft dahinter steht, wenn eine Stimme für die gesamte christliche Kirche spricht.

JOHN LYNCH

Mitglied der Gesellschaft vom hl. Paulus, 1951 zum Priester geweiht. Er studierte an der Universität Toronto, ist Lizentiat der Mediävistik, Doktor der Philosophie und Professor für Geschichte des kanonischen Rechts und mittelalterliche Geschichte an der Katholischen Universität Washington.

jedes größeren menschlichen Zusammenschlusses, daß er eine symbolhafte Führergestalt besitzt. Ist dieser Zusammenschluß eine religiöse Organisation, so wird diese Führergestalt unvermeidlich zum geheiligten Symbol.¹ Das Papsttum ist nicht allein ein seinem Wesen nach geheiligtes Symbol für die christliche Kirche, es ist auch als Institution äußerst wichtig – oder kann es zumindest sein –, um die Verkündigung des Evangeliums zu fördern und aus christlicher Perspektive zum Gewissen der Welt zu sprechen.

Es hat zugegebenermaßen Zeiten in der Geschichte der Kirche gegeben – und man kann die heutige Zeit nicht ausschließen –, in denen in der Wirksamkeit der päpstlichen Führungsrolle Schwankungen zu registrieren waren, obwohl wir uns in der Vergangenheit kaum eine Periode vorstellen können, zu der das Papsttum eine allgemeinere Achtung genoß oder der Papst selbst einen größeren moralischen Einfluß in der Welt besaß, als dies unter Papst Johannes XXIII. der Fall war. Die Wirkung, die das Papsttum unter Johannes auf die Welt jenseits der Grenzen der Kirche ausgeübt hat, beweist zur Genüge – wenn